Jugend im Volk

Beilage der Deutschen Rundschau in Polen | 4. 6. 1939 | Nr. 23

Ein Todestag vor 900 Jahren.

Der Salier-Kaiser Konrad II.

Am 4. Juni 1039, also vor 900 Jahren, starb aus dem Hause der Salier der deutsche Kaiser Konrad II., der im Dom zu Speyer beigesetzt wurde und dessen Grabmal sich noch heute dort befindet. Mit diesem Kaiser hatte die deutsche Kaiserlinie der Salier aus fränkischem Geschlecht ihren Höhepunkt erreicht.

Die Herrschaft Kaiser Konrads II. und seine geschichtliche Bedeutung würdigt in dem Buche „Das altdeutsche Kaisertum", der neuere deutsche Geschichtsforscher Johannes Haller. Den Forschungen Johannes Hallers über Konrad II. entnehmen wir folgende Einzelheiten:

Mit Heinrich II. war der Mannesstamm des sächsischen Königshauses ausgestorben. Aber in der weiblichen Linie lebte das Blut Ottos des Großen fort in zwei Urenkeln Konrads des Großen und Lintgards, einer Tochter Otto des Großen, in zwei Vettern, die beide den Namen Konrad trugen. Die Güter ihres Geschlechts, das zu den vornehmsten des fränkischen Stammes und die Karolinger zu seinen Ahnen zählte, lagen am Mittelrhein auf dem linken Ufer bei Worms und Speyer und in der heutigen Pfalz. Als nach dem Tode Heinrichs II. sich die Fürsten im Jahre 1024 in Mainz zur Königswahl versammelten, fragte es sich nur, welchem von den beiden Konraden man die Krone antragen sollte. Nach kurzem Schwanken entschieden sich Franken, Bayern und Schwaben für den Älteren, der im Jahre 990 geboren wurde, und später in Utrecht am 4. Juni 1039 starb. Er wurde am 7. September 1024 gewählt und vom Erzbischof von Mainz sogleich gekrönt. Die Sachsen hatten an der Wahl gar nicht teilgenommen und die Lothringer hatten sich für den jüngeren Konrad entschieden. Sie zogen ab, ohne zu huldigen. Über ein Jahr hat es gedauert, bis sie sich entschlossen, die Wahl anzuerkennen, nachdem inzwischen auch die Sachsen sich unterworfen hatten.

Konrad II. war bei seiner Wahl zum Herrscher der deutschen Lande 34 Jahre alt, ein hochgewachsener schöner Mann, von hellem Mutterwitz und scharf geschliffener Rede. Manches treffende Wort von ihm blieb im Gedächtnis der Leute, wo dann ein klarer gesunder Menschenverstand, aber auch ein harter rücksichtsloser Sinn sich aussprach. Manchmal aber auch waren Jähzorn die Schattenseiten eines eisernen Willens, mit dem sich auch ein gutes Maß von Schlauheit verband. Feinere Bildung, geistige Interessen waren ihm fremd. Er war ganz Rittersmann, ein vorzüglicher Soldat, der am liebsten selbst mit der Waffe dreinschlug. Aber er war mehr, er war ein Feldherr. Die Achtung, mit Furcht gemischt, die er den Leuten einflößte, drückte das geflügelte Wort aus, daß bald in Umlauf kam: „Kaiser Konrad hat am Sattel seines Pferdes den Steigbügel Karls des Großen".

Seine eigene Stellung war von Haus aus nicht ansehnlich gewesen. Die Güter der Familie waren zum größten Teil an den jüngeren Vetter gekommen. Erst eine glänzende Heirat hatte ihn erhoben: die Herzoginwitwe Gisela von Schwaben erkor ihn zu ihrem Gemahl und der Stiefvater und Vormund des jungen Herzogs Ernst bedeutete schon etwas unter den Fürsten. Die Hauptsache aber war die eigene Macht des Königstums, die Heinrich II. klug zu mehren gewußt hatte. Es waren dies gut verwaltete Güter allenthalben im Land, die Schar der ritterlichen Vasallen und nicht zuletzt die Verfügung über Bistümer und Abteien mit ihrem ungeheuren Reichtum und ihrem zahlreichen kriegerischen Gefolge. Mächtiger als Konrad II. ist in alter Zeit wohl kein deutscher König beim Regierungsantritt gewesen.

Die Macht sollte Konrad bald brauchen. Im Langobardischen Reich machte wieder wie vor zweiundzwanzig Jahren ein Teil des Adels den Versuch, sich von Deutschland loszulösen, man wandte sich nach Frankreich, suchte dort einen König, aber fand ihn nicht. Weder der französische König Robert selbst noch der größte der Fürsten des Landes, Herzog Wilhelm von Aquitanien, bezeigte Lust, dem deutschen Herrscher die italienische Krone streitig zu machen. Statt dessen erschien bei Konrad eine Abordnung der Bischöfe des Landes, geführt von Erzbischof Aripert von Mailand und huldigte ihm im Namen aller. Zu Anfang des Jahres 1026 machte er sich auf, um sein italienisches Königreich in Besitz zu nehmen.

Er fand es in voller Auflösung. In Pavia hatte die Bevölkerung sogar den Königlichen Palast zerstört, jetzt schloß sie dem König die Tore. Konrad hatte Kämpfe durchfechten müssen, bis der Widerstand überall gebrochen war. Dann ging es weiter nach Rom. Hier empfing man ihn gern. Der neue Papst aus dem Hause der Tuskulaner, Johann XIX., war der Freund Deutschlands wie sein ganzes Geschlecht. Er beherrschte die Stadt. Er krönte Konrad am Osterfest 1027 zum Kaiser. Auch die unteritalienischen Verhältnisse machten keine Schwierigkeiten. Ohne Mühe erlangte hier Konrad die Huldigung der Fürsten. Noch vor Ablauf des Jahres konnte er wieder in Deutschland sein. Hier erwarteten ihn Aufgaben im Osten und Norden, die ihre Lösung forderten.

In Polen hatte Boleslaw (später Boleslaw Chrobry genannt) nach dem Tode Heinrichs II. auch die formelle Unterordnung unter das Reich abgeschüttelt, indem er sich (1025) zum König krönen ließ. Konrad hatte dies zunächst hingenommen, als aber Boleslaw bald darauf starb, und sein Sohn Missiko (Mieszko) große Schwierigkeiten im eigenen Lande hatte, beschloß Kaiser Konrad, den alten Zustand wieder herzustellen. Der erste Feldzug (1029) verlief zwar unglücklich. Polen konnte zum Angriff übergehen und sogar im nächsten Jahr mit seinem Heer in das sächsische Land eindringen. Aber einem gleichzeitigen Angriff, den die Deutschen und die mit ihnen verbündeten Russen im Jahre 1031 ausführten, hielt Missiko nicht stand. Missiko entschloß sich, die Lausitz wieder herauszugeben und zwei Jahre später zum Zeichen der Unterwerfung auch den Königstitel abzulegen. An der deutschen Ostgrenze herrschte für fast drei Jahrhunderte Frieden.

Auch mit Dänemark hat Konrad II. einen lang dauernden Frieden begründet, aber in anderer Weise. Er hatte mit Knut dem Großen, der gleichzeitig auch Herrscher in England und Norwegen war, ein Bündnis geschlossen, das im Jahre 1035 durch die Vermählung des Kaisersohnes Heinrich mit der dänischen Königstochter Gunhild äußerlich besiegelt wurde. Dafür hat er im nördlichen Grenzstrich des Reiches ein Opfer gebracht, indem er die Mark Schleswig an Dänemark abtrat. Dänisch wurde sie dadurch nicht, denn die Siedler waren Deutsche und sind es geblieben. Durch einen Verzicht hat Konrad auch das Verhältnis zu Ungarn friedlich zu regeln gesucht. Nach einem nicht glücklichen Feldzug schloß er 1031 einen Frieden, durch den der Grenzstrich zwischen Fischa und Letha an Ungarn abgetreten wurde. Das große Ereignis dieser Jahre aber war die Angliederung des burgundischen Reiches. Um dies zu erreichen, mußte er einen Erbfolgekrieg führen. Durch einen förmlichen Vertrag war mit König Rudolf aus dem Burgundenreich verabredet worden, daß der deutsche König Erbe und Nachfolger des Burgunders sein sollte. Der Stiefsohn Konrads, Herzog Ernst von Schwaben, erhob jedoch Ansprüche auf die burgundische Krone. Er erhob sich im Jahre 1025 gegen den Stiefvater, wurde zweimal besiegt und begnadigt und wiederholte den Versuch ein drittes Mal. Er kam als Geächteter nach abenteuerlichem Dasein in der Wildnis des Schwarzwaldes im Jahre 1030 ums Leben. Zur Befestigung seines Besitzes in Burgund mußte Konrad noch einen Krieg mit dem Grafen der Champagne führen, der endgültig im Jahre 1033 für Konrad entschieden wurde. Einen eigentlichen Kräftezuwachs hat das Deutsche Reich durch diese Erwerbung nicht gewonnen. Die deutschen Könige erbten von ihren Vorgängern in diesem Lande nur geringe Machtmittel. Insofern aber war die Einverleibung Burgunds in das deutsche Kaisertum von Bedeutung, als die Bewerbung eines französischen Fürsten vereitelt wurde. Hätte ein französischer Fürst die Krone gewonnen, so wäre französischer Einfluß im ganzen Gebiet westlich der Alpen herrschend geworden.

Der geographische Zusammenhang zwischen Italien und Deutschland, der durch die Einverleibung Burgunds geschaffen war, hat es Konrad II. erlaubt, auch auf politischem Gebiet eine engere Verbindung der beiden Länder zu erstreben. Eine Schwierigkeit konnte Konrad jedoch nicht überwinden. Es war kaum möglich, Bischöfe und Fürsten zugleich für den Gedanken des Reiches zu gewinnen. Die Gunst, die Konrad den Fürstenhäusern erwies, entfremdete ihm die Bischöfe. Am meisten fühlte sich der Erzbischof Aripert von Mailand getroffen. Diesem herrschgewaltigen Manne, der die Bischöfe seiner Provinz in strenger Unterwürfigkeit um sich scharte, hatte Konrad II. viel zu verdanken. Um so tiefer fühlte jener sich gekränkt, daß seine Interessen nun den Interessen der Fürsten nachstehen sollten. Da die Bischöfe der Lombardei um diese Zeit in schwere ständische Kämpfe gerieten, aus denen nur der Kaiser helfen konnte, so war eine Entscheidung unumgänglich geworden. Die bischöflichen Vasallen strebten nämlich danach, das Erbrecht an ihren Lehen ebenso anerkannt zu sehen, wie es in Frankreich längst bestand und in Deutschland sich einbürgerte. Dagegen sträubten sich die Bischöfe. Die Ritter wollten sich nicht fügen und als Erzbischof Aribert ihnen unbeugsam entgegentrat, schritten sie zum offenen Aufstand, der sofort auf die benachbarten Bistümer übergriff. Beide Teile rechneten nur darauf, daß der Kaiser ihre Partei ergreifen werde. Der Kaiser mißtraute dem Erzbischof und als zahlreiche Klagen gegen Aribert einliefen, verurteilte er ihn. Aribert widersetzte sich, er wurde wegen Auflehnung geächtet und gefangengesetzt. Es gelang ihm zu entkommen und nun brach der offene Aufstand aus. Konrad ließ ihn absetzen und der Papst schloß ihn aus der Kirche aus. Es half alles nichts. Mailand, die große Stadt mit den starken Mauern und der zahlreichen Bevölkerung trotzte der Belagerung. Das Heer des Kaisers war zu klein, eine strenge Einschließung durchzuführen, von einer Einnahme der Stadt war keine Rede. Der Kaiser mußte die Belagerung aufgeben und zog nach Süden. Die hier ausgebrochenen Aufstände konnte er in kurzer Zeit unterdrücken. Im Sommer 1038 stand der Kaiser wieder vor Ravenna und erwartete Zuzug aus Deutschland, um Mailand zu bezwingen. Da brach in seinem Heer eine ansteckende Krankheit aus, es schmolz zusammen, auch viele Führer raffte der Tod dahin. Konrad verlor seine Schwiegertochter, die Königin Gunhild und seinen Stiefsohn Hermann von Schwaben. Schließlich erkrankte er selbst. Der Feldzug mußte aufgegeben, der Rückzug nach Deutschland angetreten werden. Die Fortführung des Krieges gegen Mailand wurde den italienischen Fürsten überlassen, die nicht mehr ausrichteten als ihr kaiserlicher Herr. Dieser war als Kranker im September 1038 in Deutschland angelangt. Im Herbst erholte er sich. Aber im Frühling befiel ihn neues Leiden, und nach kurzer Krankheit starb er zu Nymwegen am 4. Juni 1039 im 50. Lebensjahr.

Alles in allem wird man die Stärke von Konrads Regierung in ihren militärischen Leistungen zu sehen haben. Ihnen war die glückliche Lösung der Fragen im Osten und der burgundischen Frage zu danken, Erfolge von bleibender Bedeutung, die das altdeutsche Kaisertum auf die Höhe äußerer Macht geführt haben.

Deutsche Kunst in Ostpolen.

Zu den eindrucksvollsten Zeugen deutscher Aufbaukräfte in Polen gehört ohne Zweifel jene stolze Reihe von Kunstdenkmälern, die, heute noch sichtbar, Reichweite und Verlauf der deutschen Kulturausstrahlungen im Osten am deutlichsten erkennen lassen. Wenn auch vieles von den einstigen Werken deutscher Kunst, die in Polen während des Mittelalters und der neueren Zeit entstanden sind, im Lauf der Jahrhunderte durch die zahlreichen Kriege zerstört und vernichtet wurde, haben sich doch noch so zahlreiche und stattliche Reste erhalten, daß mit ihrer Hilfe das Gesamtbild der deutschen Kunsteinflüsse in Polen immer genauer erkannt werden kann. Das Bemerkenswerteste am Gesamtverlauf der Kunstentwicklung in diesem Lande ist nun die Tatsache, daß sich die deutsche Kunst in ihrer Einwirkung keineswegs auf West- und Mittelpolen beschränkt hat, sondern bis in die entlegensten östlichen Grenzgebiete, ja bis dicht an die heutige sowjetrussische Grenze vorgedrungen ist. Von diesen im Osten Polens gelegenen Denkmälern deutscher Kunst, den bei uns bisher kaum bekannten und doch — wie wir gleich sehen werden — so außerordentlich kennenswerten, soll daher im folgenden die Rede sein.

Die deutschen Kunsteinflüsse in Polen, die schon während der romanischen Epoche einzuwirken begannen, erreichten ihren ersten Höhepunkt in der Zeit der Gotik. Auf zwei Wegen, nämlich von Schlesien und vom Deutschordenland her, hat die Gotik in Polen Eingang gefunden, wo sie vor allem in der alten Königsstadt Krakau Großleistungen deutschen Kunstschaffens erstehen ließ. Von hier aus haben sich diese Einflüsse im Süden in östlicher Richtung über Biecz, Tarnow, Rzeszow bis nach Lemberg fortgesetzt. So wissen wir, daß die Kathedrale in Lemberg nachweisbar von zwei Breslauer Bauleuten, Joachim Grom und Ambrosius Rabisch, erbaut und 1480 vollendet worden ist. Im Norden sind die Einflüsse der Gotik über Lomza, Bialystok und Grodno bis nach Wilna vorgedrungen, wo sich z. B. heute noch der prächtige ziegelrote Bau der Annenkirche unter den vorherrschenden Barockbauten erfolgreich behauptet. Außer den Denkmälern in diesen verhältnismäßig leicht erreichbaren Städten sind aber noch im Lande selbst, oft weit ab von allen Verkehrswegen und daher nur mit größter Mühe zugänglich, Kunstwerke erhalten geblieben, die in ihrer herrlichen Ungestörtheit nur wenigen Besuchern sichtbar werden. So haben sich in der Gegend von Bialystok in weit abgelegenen Dörfern, z. B. in Wizna, Szczepankowo, Kleczkowo, gotische Pfarrkirchen erhalten, die mit ihren schönen Backsteingiebeln ebenso im Deutschordensland stehen könnten. In der Kirche von Kleczkowo, die wir nur auf schwierigen Umwegen erreichten, wurde unsere Mühe reich belohnt: auf dem Dachboden der Kirche fanden wir unter verstaubtem Gerümpel zwei völlig verwahrloste gotische Holzplastiken (Assistenzfiguren einer Kreuzigungsgruppe), die sich bei näherem Zusehen als äußerst wertvolle Arbeiten aus der Schule des Veit Stoß erwiesen.

Vom Ordensland her ist nicht nur der Kirchenbau, sondern in ganz besonderem Maße auch der Burgenbau in Polen entscheidend beeinflußt worden. So hat sich in Troki, unweit von Wilna, noch die hoch aufragende Ruine des einstigen Schlosses der Herzöge von Litauen erhalten, das sich in Anlage und Aufbau ganz unzweifelhaft an den Typ der Deutschordensburgen anlehnt. Noch weiter östlich, dicht an der heutigen sowjetrussischen Grenze, liegt das Schloß Mir, das mit seinen trotzigen Türmen und steilen Mauern in ungemein eindrucksvoller Weise Zeugnis ablegt für die weit ausstrahlende Wirkung deutscher Einflüsse im Osten.

Aber auch in den späteren Epochen, in der Zeit der Renaissance, des Barocks und des Klassizismus hat sich trotz der italienischen und französischen Einflüsse gerade in Ostpolen deutsche Kunst mit größtem Erfolg behauptet. Von den zahlreichen Barockbauten in den östlichen Landschaften Polens, die hier oft in völliger Abgeschiedenheit noch viel von ihrem einstigen Glanz bewahrt haben, kann man eine ganze Reihe sowohl wegen ihrer imponierenden Anlage als auch der vollendeten Durchführung nach namhaften süddeutschen Barockanlagen an die Seite stellen. Der Zeit nach erreichte die Barockarchitektur und -plastik in Polen ihren Höhepunkt unter den Königen aus sächsischem Hause, nämlich unter August II. (1697—1733) und August III. (1735—1763). Und zwar sind es vor allem drei Hauptzentren, von denen nachhaltige deutsche Einflüsse auf das Umland eingewirkt haben. An erster Stelle ist in dieser Hinsicht Wilna zu nennen, dessen hochaufragende Barockfassaden und wuchtigen Türme gotische Auffassungen mit anderen Mitteln fortzusetzen scheinen. Es folgt dann Lemberg, das nicht nur in der Architektur, sondern in ganz besonderem Maße gerade auf dem Gebiete der Barock- und Rokokoplastik für einen weit nach Süden und Osten reichenden Kreis beispielhaft geworden ist, und schließlich eine sehr einheitliche Stilgruppe am mittleren Bug, die wohl noch die am wenigsten bekannte ist. Dank der Forschungsarbeit der letzten Jahrzehnte kann man heute bereits auch die Namen jener deutschen Meister nennen, die in diesen drei Gebieten die Führung hatten: von Wilna aus hat um die Mitte des 18. Jahrhunderts vor allem Johann Christoff Glaubitz, der Schöpfer der Katharinenkirche in Wilna, einen überragenden Einfluß ausgeübt. Der Schöpfer jener prächtigen Kirchen in Chelm, Wlodawa und Lubartow, die sich am Bug entlangziehen, war Thomas Reßler (wahrscheinlich Rößler), der aus Böhmen oder aus Tirol stammte und später die Tochter des deutschen

Bildschnitzers Kutschenreiter heiratete. Ohne Zweifel gehört zu dieser Gruppe auch die kaum bekannte Kirche in Drohiczyn, deren schön geschwungene Fassade weit in das Tal des Bug hineinleuchtet. Im südlichen Abschnitt ist als Architekt von überragenden Fähigkeiten der Deutsche Bernhard Merderer tätig gewesen, dem die berühmte Georgskathedrale in Lemberg, von einem Hügel aus das gesamte Stadtbild beherrschend, ihre Entstehung verdankt, sowie der herrliche Rathausbau in Buczacz, der sich in das bewegte Stadtbild dieser schon weit im Süden liegenden Karpatenstadt mit südlichem Schwung einfügt.

Von den übrigen Denkmälern deutschen Einflusses in diesen Epochen, für die sich noch die zahlreichen Namen deutscher Plastiker und Maler nennen ließen, soll nur noch eines Erwähnung finden, das sich wie ein stolzes Wahrzeichen dicht an der sowjetrussischen Grenze erhebt und das wir unter den größten Mühen erreichten:

Kurz hinter Lemberg wird die Landschaft bald eintöniger und ebener und beginnt etwas von jener Schwermut auszuströmen, wie sie der russischen Ebene eigen ist. Weit im Osten wird diese Ebene noch einmal unterbrochen von einem kleinen Hügelzug, der von einem prächtigen Barockbau, dem alten Russenkloster Poczajow, bekrönt wird, dessen vergoldete Kuppeln und Türme weit in die Ebene hineinleuchten. In seiner Lage und Pracht dem berühmten Kloster Melk an der Donau vergleichbar, ragt seine riesige Kuppel weit über den hohen Bergabhang hinaus. Und dieses alles überragende Denkmal, mitten auf dem Grenzwall gegen das Reich der absoluten Gottlosigkeit gelegen, ein überwältigendes Wahrzeichen deutscher Kultur, ist das Werk eines Deutschen: das Werk des Schlesiers Gottfried Hoffmann!

Dr. Gerhard Sappok.

Von den Deutschen in Galizien.

Seit über 150 Jahren leben deutsche Menschen auch im östlichen Kleinpolen oder Galizien. Der Kampf um das tägliche Brot hat ihre Gesichter geformt. Denn auch sie haben es in diesen 150 Jahren nicht leicht gehabt. Die letzten Jahrzehnte mit den vielen Kriegszügen, den Kämpfen mit den Ukrainern und Bolschewisten-Einfällen haben diese deutschen Volksgenossen zur Härte und Ausdauer erzogen. Ganz anders gestaltet sich das Leben der deutschen Siedler dort, als wir es in den anderen Teilgebieten Polens kennen. Die Deutschen dort sind kleine Bauern, genügsam und schlicht in ihren Ansprüchen, gerad heraus in ihrem Wesen. Ein Beispiel für viele:

Auf der Freite.

Ein junger Mann, der gerne heiraten möchte, bis jetzt aber das richtige Mädchen nicht finden konnte, geht auf die Freite, indem er in eine in der Nachbarschaft gelegene Siedlung wandert und dort einfach beim Gemeindevorsteher sich erkundigt, ob hier im Dorf heiratsfähige Mädchen sind. Kann der Gemeindevorsteher ihm auf diese Frage eine bejahende Antwort geben, so werden noch einzelne Fragen gestellt, und los gehts zu der ihm genannten Familie. Hier angekommen, wird nicht viel herumgeredet, wie man es bei uns oft erleben kann. Es wird nicht wie hierorts erst „nach dem Weg gefragt", oder um „ein Glas Wasser gebeten", oder wie es ganz „Schlaue" tun, hinter dem Zaun die Luft aus der Fahrradbereifung gelassen, dazu die eigene Luftpumpe versteckt — um einen „Anschluß" zu bekommen. Nein, in Ostgalizien geht man auf das Ziel direkt los: Der junge Mann sagt freiweg, wonach er gekommen ist. Findet man nun gegenseitig Gefallen, dann kann oft schon nach einer Woche die Hochzeit ausgerichtet werden.

Gastfreundschaft.

Hart ist der Lebenskampf der Deutschen im Osten. Aber trotzdem lassen sie den Mut nicht sinken, sondern erfüllen stark und mannhaft ihre Aufgaben gegenüber Staat und Volk. Fern vom Mutterland halten sie deutsche Arbeit und Leistung in Ehren.

Groß ist die Freude, wenn jemand zu ihnen kommt, dessen Heimat nicht so weit vom Mutterland entfernt liegt, oder früher vielleicht sogar zum Mutterland gehörte. Das Fragen und Erzählen will dann kein Ende nehmen. Der Besucher spürt deutlich, daß er durch seine Worte Kraft für lange Zeit spenden kann. Der Besucher aber empfindet auch überall die Gastfreundschaft, die hier so stark ausgeprägt den Deutschen Galiziens eigen ist. Man ist bereit, für einen Gast, der dem Bauern vor einigen Stunden noch völlig fremd war, auch das Letzte hinzugeben. Der Fremde wird sich deshalb im Kreise deutscher Lieder sehr bald wohl fühlen. Nicht üppiger Reichtum ist es, der beim Besucher angenehme Erinnerungen an Galizien hinterläßt, sondern die Schlichtheit, die Einfachheit, die Ehrlichkeit und Ausdauer der Deutschen wird es immer sein, die uns gern an die Tage in Galizien zurückdenken lassen werden.

Ewald Falkenberg.

Wille zum Licht

Ein Körnlein, so klein, trägt ein Lichtbegehr,
Und lastet das Erdreich auch noch so schwer!
Die Keimkräfte quirlen, drängen und nagen
Sich durch die Enge zu grünem Behagen.

Ist einer, der sagen wollt' er wär' leer?
Hat nicht ein jeder ein siegzähes Heer
Gedanken, die stolz und stürmend ihn tragen,
Die Ritt um Ritt in Sonnweiten wagen?

Es findet die kleinste Welle zum Meer.
Ist weit auch der Weg und wer weiß wie schwer, —
Ein jeder muß Ja zu sich selber sagen, —
Das Leben verspielen allein die Zagen.

Franz Mahlke

Amerikanische Pädagogik

Tippen stärkt die Schulweisheit.

Die amerikanische Pädagogik steht am Rande einer „Revolution". Es geht darum, ob die Handschrift in Zukunft in den Schulen noch beibehalten werden soll, oder ob man diese alte aus den frühesten Kulturzeiten der Menschheit stammende Methode, etwas „zu Papier zu bringen", überhaupt abschafft. Auch in den Vereinigen Staaten herrscht zwar noch keine Einigkeit darüber. Es hat sich aber in der letzten Zeit eine Art „Fortschrittspartei" herausgebildet, die den „Konservativen" einen heftigen Kampf liefert. Diese mit Federhalter und Tinte, jene mit Schreibmaschine und Farbstoff.

Vor drei Jahren machten zwei neuerungssüchtige Professoren — der eine lehrt in Columbia, der andere in Chikago — den Vorschlag, zu einer „zeitgemäßen" Unterrichtsform überzugehen. Darunter verstand man die Einführung der Schreibmaschine in den Elementarschulen. Man ging von der Überzeugung aus, daß die Erlernung der Handschrift weitaus mehr Zeit erfordert als die Kunst des Schreibmaschinenschreibens. Außerdem sagte man sich, daß das Tempo der Maschinenschreiber erheblich größer ist als das der Handschreiber. Im späteren Beruf wird eine schöne Handschrift kaum noch verlangt, aber Schreibmaschinen-Kenntnis braucht jeder junge Mann, der in irgend einem Büro arbeiten will.

So wurden aus dreißig ehemaligen Federhalter-Schulen dreißig Schreibmaschinen-Anstalten. Acht Städte wurden mit dieser Neuerung beglückt. Jetzt ist die „Probezeit" dieser neuartigen Pädagogik abgelaufen und man hat eine Bilanz gezogen. Dabei ergaben sich folgende interessante Zahlen: Die Schreibmaschinen-Schüler sind den „Federhalter-Kollegen" auf der ganzen Linie überlegen. Nicht nur, was die Schnelligkeit des Schreibens angeht, wo sie selbstverständlich führend sein müssen. Sie können auch besser lesen und zwar um 9 v. H. Ihre Literatur-Kenntnis ist sogar um 14 v. H. besser, in derErdkunde führen sie mit 9 v. H. und im Rechnen überragen sie mit 35 v. H.

Wie man diese Berechnungen angestellt und durchgeführt hat, wird leider nicht angegeben. Zweifellos ist es nicht einfach, in Prozenten auszudrücken, um wieviel besser ein Schüler liest als der andere. Aber den amerikanischen Pädagogen ist es gelungen. Sie sehen darin eine Bestätigung ihrer Theorie von der Neuerungsbedürftigkeit des Schreibunterrichts. Sie fordern, daß auch andere Schulen sich dem Beispiel anschließen möchten. Von der Regierung ist zwar noch keine Entscheidung getroffen worden. Es wäre aber durchaus möglich, daß vorerst weitere dreißig Schulen die Federhalter in die Ecke werfen und die Schreibmaschinen auf die Schulbänke stellen.

Das Urgesicht unserer Sprache.

Es ist oft vermerkt worden, daß in der Entwicklung des Menschen sein Kindergesicht nicht völlig entschwindet, sondern bis ins hohe Alter plötzlich wieder sichtbar werden kann. Besonders beim Weinen, Lachen, Schmollen treten oft erstaunlich deutlich die Züge des Kindergesichts noch bei Erwachsenen hervor.

Unsere Sprache ist eine sehr bejahrte Dame, deren Alter nach Jahrtausenden, wenn nicht nach Jahrzehntausenden gezählt werden muß. Ihr Gesicht hat sich im Laufe ihres langen Lebens stark gewandelt; es hat sich verfeinert, vergeistigt, und nicht leicht ist es, ihre frühesten Züge wiederherzustellen. Und doch geschieht es auch hier, daß zuweilen Urformen wiedererstehen, die sich inmitten aller Wandlungen verborgen erhalten haben.

Die Sprachforscher sind sich darin einig, daß alle Sprachen sich aus dem lautlichen Gefühlsausdruck entwickelt haben. Und noch bei jedem Kinde in unserer Kultur können wir feststellen, daß alles Sprechen zunächst Gefühls- und Willensausdruck ist, lange bevor es sachliche Bezeichnung wird und logische Beziehungen ausdrückt. Die kindliche Gefühlssprache stellt, ähnlich wie die Sprache primitiver Völker, die Worte unverbunden nebeneinander und kennt keinerlei flektierende Gestaltung. Eine solche unverbundene Nebeneinanderstellung der Worte nun kommt auch heute noch bei Erwachsenen, die sonst „druckreif" reden, sofort wieder heraus, wenn sie in starke Erregung geraten. Bemerken wir mit heftigem Affekt plötzlich, daß das Haus gegenüber in Flammen steht, so sagen wir nicht in wohlgeordneter Wortfolge: „Es brennt drüben im Hause von Herrn G.", sondern wir rufen aus: „Feuer! Drüben! Schrecklich!" In der Erregung lassen wir alle logischen Beziehungen beiseite. Das ist nicht, wie die Grammatiker meinen, eine zu mißbilligende Durchbrechung der Regeln, sondern ein unbewußter urgewaltiger Durchbruch von Urformen der Sprache, die immer lebendig geblieben sind. Wenn wir unsere europäischen Sprachen im Gegensatz zu ganz primitiven, die die Worte „isolierend" nebeneinanderstellen, „flektierend" nennen, so gilt das nicht für die Affektsprache, in der auch bei uns die Worte unflektiert nebeneinandertreten, wie es vermutlich in den Urzeiten unserer Rasse immer geschah.

Auch sonst spottet die Affektsprache der grammatischen Regeln. Liebeserklärungen oder Zornesausbrüche werden selten grammatisch korrekt formuliert, sie werden „gestammelt". Eine andere Eigenheit des primitiven Denkens und Sprechens bei Naturvölkern und Kindern ist die Personifizierung. Auch tote Dinge werden als Personen angesprochen. Für die primitiven Menschen gibt es nichts Unbeseeltes; auch in Bäumen, Bergen, Flüssen sehen sie Seelen, d. h. die Dinge sind für sie beseelte, persönliche Wesen. Die Wissenschaft hat uns belebte und unbelebte Dinge unterscheiden gelehrt, wozu sie Jahrtausende brauchte. Die Sprache aber hält die Urform des persönlichen Erlebens noch fest. Sie leiht nicht nur Lebewesen, sondern auch Dingen ein männliches oder weibliches Geschlecht, obwohl es in vielen Sprachen auch ein sächliches gibt. Wir sagen die Sonne, der Mond; aber bei den alten Völkern und auch bei unseren Vorfahren war die Sonne männlich, der Mond weiblich, wobei die Vorstellungen vom Sonnengott und der Mondgöttin nachklingen. Mit Logik hat das wenig zu tun, so wenn wir das Kind und das Weib aller Logik zum Trotz als „sächlich" bezeichnen, obwohl ein psychologischer Grund — eine Geringschätzung — dafür anzunehmen ist.

Auf früheres Erleben weist auch zurück, daß in den meisten abstrakten Begriffen ursprünglich konkrete, anschauliche Beobachtungen weiterbestehen. Schon das Wort „Begriff" ist ein Beispiel dafür; denn es kommt von „begreifen"; man hat einen Begriff von etwas, wenn man es be—griffen, d. h. mit der Hand erfaßt hat. Auch „Erfassen" wird in abstraktem Sinne verwendet: wir erfassen ein Musikstück, obgleich eigentlich nichts dabei zu fassen ist. Alle anderen geistigen Begriffe waren ursprünglich körperlich: das Wahr—nehmen, das Vor—stellen, das Über—legen! Unsere Gefühle bezeichnen wir durch körperliche Zustände: Niedergeschlagenheit oder Aufschwung, Zu—neigung oder Ab—neigung, Erschütterung oder Erhebung sind alles ursprünglich körperliche Beziehungen. Auch wenn wir von süßen oder bitteren, von heiteren (d. h. hellen) oder düsteren Gemütszuständen sprechen, schimmert überall ein sinnfälliges Erleben aus Frühzeiten der Sprache noch durch.

Die heutige Sprache, insbesondere die der Wissenschaft, drückt eine Fülle feinster logischer Beziehungen aus; besonders in den Nebensätzen, die bald begründend, bald bedingend, bald einräumend oder sonstwie die Beziehungen abschattierend sind. Sieht man sich jedoch die Beziehungsworte genauer an, so erkennt man, daß die alte Sprache eigentlich nur zeitliche Beziehungen kannte; denn fast alle Beziehungsworte wie: weil, wenn, während, indem, zumal, damit, ob—gleich bezeichnen ursprünglich rein zeitliche Beziehungen, haben aber heute oft ganz anderen Sinn angenommen. Der Inhalt wandelt sich, die Form bleibt. Hinter aller Vergeistigung läßt sich das Kindergesicht der Sprache erkennen.

Die Sprache ist ein, je mehr man in sie eindringt, um so wunderbarer erscheinendes Gebilde. Sie macht alle Wandlungen der Kultur mit, aber in allem Wandel bleibt sie doch Bewahrerin ewig menschlicher, urtümlicher Erlebnisformen. Als Bildungssprache wird sie abstrakt, blaß, feingeistig; aber im Munde des Kindes und des Volkes lebt ihre gefühlskräftige, anschauliche, unkomplizierte Urform, ihr Kindergesicht, weiter, das auch in der Bildungssprache der Erwachsenen nur überdeckt, aber nicht entschwunden ist.

Prof. R. Müller-Freimsfels.



Grütze verhilft zur Goldmedaille.

Besuch im finnischen Sportinstitut Vierumäki.

Der finnische Sportverein hat ein nordisches Sommerlager für Sportlehrer in Vierumäki eingerichtet. Dieses Lager ist eine Sehenswürdigkeit ersten Ranges und gibt eine Vorstellung von den Vorbereitungen Finnlands für die Olympiade.

Die Olympiade ist für Finnland eine ganz besondere Angelegenheit, und es ist kein Wunder, daß das ganze Land für das große Sportfest des Jahres 1940 rüstet. Es war in Stockholm im Jahre 1912, daß Finnlands Jugend zum ersten Mal ihre nationale Kraft zum Bewußtsein kam. Finnland litt damals schwer unter der Fremdherrschaft des Zaren, und Sportvereine waren in Finnland entweder verboten oder schief angesehen. Der Sieg, den trotzdem bei der ersten Olympiade Hannes Kohlemainen davontrug, wirkte wie eine Fanfare im ganzen Land. Bei den Spielen in Antwerpen im Jahre 1920 war Finnland bereits frei. der junge finnische Staat sandte Männer, deren Namen im Handumdrehen weltberühmt wurden: Paavo Nurmi, sodann seine Nachfolger, deren Namen gleichfalls nicht nur in Sportkreisen einen glänzenden Klang gewonnen haben — Järvinen, Lehtinen, Salminen und Iso Hollo.

Vierumäki liegt in der Nähe der sportbekannten Stadt Lathi, auf einer Anhöhe von 100 Metern über dem Meeresspiegel. Es ist einer der unzähligen Sandhügel, die sich zwischen Seen und Urwäldern in ganz Finnland erheben. Diese Anhöhen sind mit wunderbaren gradstämmigen Tannen bewachsen, die oft eine Höhe von 20 Metern erreichen und sich sanft und geschmeidig im Winde wiegen. Gras fehlt so gut wie vollständig. Die Luft ist aber für das Sporttraining die denkbar beste und gesündeste. Ringsherum liegen kleine Seen, die sich zu einer richtigen Perlenkette vereinen. Unzählige Quellen rauschen durch den Wald. Man befindet sich in einer Natur, die so herrlich und unberührt ist, wie am ersten Tag. Der einzige Laut, den man vernimmt, ist das orgelartige Brausen des Windes in den Baumwipfeln. Jeder, der zum ersten Mal hierher kommt, wird von der Eigenart der Landschaft bezaubert.

Ein geräumiges Gebäude dient als Wohnplatz für Sportlehrer und die trainierende Jugend. Das Haus ist spartanisch einfach, aber zugleich nach den besten Gesundheits-Grundsätzen der Neuzeit eingerichtet. Es beherbergt Speisesäle, Klubräume, einen Bibliotheksfaal, eine Turnhalle und einfache Schlafräume, die außer einem Kleiderschrank und einem Spielplatz nichts enthalten, dafür aber luftig und gesund sind. Die Temperatur wird dank einer ausgezeichneten Ventilation ständig auf der gleichen Höhe gehalten. Es riecht nach Sauberkeit, denn der Boden wird täglich gescheuert und gewaschen. Man spürt keinen Tabakrauch, denn die meisten Einwohner verabscheuen das Rauchen.

Eine Schar wettergebräunter, stets gut gelaunter junger Leute tummelt sich vor dem Hause. Es sind zunächst etwa 30 junge Leute. Man erwartet jedoch im Hochsommer einen Besuch bis zu 150. Sie schäumen über vor Lebenslust, wozu das dauernde Duschen in den Baderäumen nicht wenig beiträgt. Ein Kapitel für sich ist die Beköstigung. Die ganz modern eingerichtete Küche steht unter der Aufsicht einer wissenschaftlich ausgebildeten Hausmutter, denn die Ernährung ist beim Sporttraining außerordentlich wichtig. Der Speisezettel ist nach den neuesten Errungenschaften der biologischen Forschung zusammengestellt. Es wird viel Grütze abwechslungsreich zubereitet, vorgesetzt, denn Grütze, so hat ein Sportlehrer scherzhaft gesagt, verhilft zur Goldmedaille bei der Olympiade. Das erste Frühstück wird um 8 Uhr serviert und besteht aus Tee mit Butter und Brot. Um 11,15 Uhr folgt ein zweites Frühstück: Butter, Brot, Milch und Grütze. Um 2 Uhr schwacher Kaffee mit getrockneten Brotscheiben. Um 5,15 Uhr wird — man staune nicht — zu Mittag gegessen, wobei das Essen aus einer Fischsuppe, Grütze, Milch und Kartoffeln in Sahne besteht. Milch ist das bevorzugte Getränk, wie Grütze aller Art die bevorzugteste Speise ist.

Das ganze Institut steht unter der Oberaufsicht von Dr. Haikki Savolainen, der zugleich Arzt und Weltmeister im Freiturnen ist. Das berühmte schwedische Smörgas-Brot mit seinen vielen bekannten Gerichten ist nach der Meinung Dr. Savolainens Feind Nr. 1 der Trainingsleute.

Vor kurzem hat eine deutsche Abordnung das Lager besucht. Der englische Fliegerlord Douglas Hamilton, der mit einer Base der englischen Königin verheiratet ist, sowie ein Sportler aus Südafrika haben gleichfalls ihre Namen in das Gästebuch von Vierumäki eingeschrieben.